

Invasion durch eine falsche Sprache

Müssten Pädagogen sich für jeden selektionierenden Gedanken einen Funktionärshut auf den Kopf setzen, bräuchten sie eine mobile Garderobe. Das ist aber nicht nötig, denn das dazu gehörende Denkmuster ist schon verinnerlicht. Die Sprache verrät es. Von Emanuel Dettwiler Reist

Am Schulort meiner Tochter reden die Lehrpersonen, wenn es um die Zuteilung zu Schultypen wie Real-, Sekundar- oder spezielle Sekundarklassen geht, von Auf- und Abstieg. «Es ist besser, wenn du vom Math B ins Math A aufsteigen kannst, als umgekehrt. Und wenn du nicht ins Franz B absteigen willst, musst du die nötige Leistung zeigen.» Das erinnert an die Fussballliga und wird bei uns unterdessen etwas schöner mit «Super League» und «Challenge League» umschrieben. Es ist aber dasselbe. Die Guten sind oben, die weniger Guten sind unten.

Die Sprache verrät das hierarchische Denkmuster der Selektion, das unseren Lehreralltag mitbestimmt. Da wir ja dauernd reden, setzt sich das Denkmuster wie selbstverständlich in unserem Rückenmark fest und bestimmt weitgehend die Schulkultur und unsere Lehr-Lernkultur überhaupt. Mir kommt dazu der Titel einer legendären Ausstellung von Martin Disler in der Kunsthalle Basel in den Sinn: «Invasion durch eine falsche Sprache».

So hört man etwa an Übertrittskonferenzen: «Ja, aber die Durchlässigkeit sollte nicht nur von unten nach oben, sondern auch von oben nach unten funktionieren.» Oder, etwas besser verpackt, nach den Ausführungen zu einem Schüler im Überprüfungsbereich: «Ich glaube, man sollte ihm die Chance geben.» Die Chance worauf? Gemeint ist die Aufnahme in den höher dotierten Schultyp. Die «Chance» ist also das Verdienst vorheriger Leistungen und die Zuteilung ist die Belohnung dafür. Würde es um optimale Förderung gehen, stünde am Ende solcher Ausführungen vielleicht die Frage: «In welchem Schultyp können wir den Schüler am besten fördern?»

Illusion gerechter Selektion

Die Idee, dass ein «höher» dotierter Schultyp per Definition bessere Chancen verspricht, wertet die «darunter liegenden» automatisch ab. Dort sind die «schlechteren» Schüler unter sich, womöglich noch zusammen mit den meisten bildungsfernen Ausländerkindern. Schüler und Eltern fragen denn auch: «Längts jetz i d'Sek?» und die Lehrperson

wird wohl den Notendurchschnitt konsultieren und antworten: «Im Math leider nid, im Franz aber scho.»

Wie an dieser Stelle schon mehrmals dargelegt, ist dieses meritokratische Prinzip von der Forschung unterdessen als so ungerecht entlarvt, dass man ruhig von Illusion sprechen darf. Weil jede Lehrperson aber subjektiv daran glaubt, eine gerechte Entscheidung getroffen zu haben, empfindet sie das ganze System grundsätzlich als gerecht. Dies obwohl schon ein Kollege im gleichen Schulhaus ganz anders «urteilen» würde und gerade einmal etwa 16 Prozent der Schülerinnen und Schüler eindeutig einem Schultyp zugeordnet werden können.¹

Nichtdestotrotz ist im Kopf der Lehrpersonen das Bild einer kleinen Kommode verankert mit übereinanderliegenden Schubladen. Wer in welche Schublade gehört, bestimmt eine nebulöse Norm, die inhaltlich nicht definiert zu werden braucht, denn dafür hat man ja das Belohnungssystem der Notengebung, das ich in der letzten Kolumne beschrieben habe (vpod bildungspolitik 194, S. 24f.).

Man darf also ehrlich sein: Die Zuteilung belohnt oder sanktioniert mehr oder weniger objektiv einen Leistungsoutput, alles andere ist sekundär oder marginal. Mag das noch so willkürlich sein, es ist ungemein praktisch.

Wenn also Lehrpersonen über ihre «schwierigen» Schüler und Schülerinnen reden, darf das Gespräch dabei bleiben, dass diese nicht der zugeteilten Norm entsprechen oder sich nicht adäquat verhalten: «I finde eifach dr Max isch ke Sekschüeler, är passt nid uf, d'Ufgabe si nid oder nume schlächt gmacht u es isch kes Wunder, dass är jetz drü ungnüegendi Büetze nachenang het gha.»

Das passende Setting oder etwaige Kommunikationsprobleme zwischen Schüler und Lehrperson müssen beispielsweise nicht angesprochen werden. Das wäre vielleicht dann der Fall, wenn der Zuteilung ein inhaltlich-pädagogisches Konzept zugrunde liegen würde mit dem Ziel, alle Lernenden mit diesem Angebot optimal zu fördern. An einer solchen Schule würde die gleiche Lehrperson vielleicht sagen: «Ich finde zu Max einfach keinen Zugang, er reagiert nicht

Der Verein «Volksschule ohne Selektion» strebt die selektionsfreie Volksschule an.

www.vsos.ch

in meinem Sinn auf die Aufgabenstellungen und ist schlecht motiviert. Wie können diese Probleme gelöst werden? Reichen die Mittel und Wege innerhalb des Angebots aus? Welche Chancen eröffnet ein Klassenwechsel für Max? Mit welchem Konzept werden wir der Situation und dem Schulziel für Max am ehesten gerecht?» Man merkt sofort: Jetzt wird es kompliziert!

Inklusion beginnt im Kopf

Auch offiziell wird das Normdenken unterstützt. Im Lernbericht heisst es sehr gut, gut, genügend und ungenügend. «Ungenügend», ein brutaler Begriff. Wie wird er begründet? Normbezogen auf den Schultyp? Mit dem Durchschnitt aller erhaltenen Ziffernnoten? Mit einem kompetenzorientierten Beurteilungskonzept? Einem Mix aus allem? Mit Garantie: Man wird in der bernischen Schullandschaft alles finden. Jetzt müsste noch Klarheit darüber bestehen, welche Leistung jeweils ungenügend ist. Relativ einfach geht das mit «Teaching to the test», etwas schwieriger mit den neuen Französisch-Lehrmitteln, wie man so hört. Kunststück, den Machern geht es ja ums Lernen und nicht ums Auslesen. Legen wir den Funktionärshut ab (bitte mobile Garderobe benutzen), dann ist schnell klar, dass wir als Profis wollen, dass ALLE genügen und NIEMAND das Gefühl haben muss, nicht zu genügen. Ebenso wird uns klar, dass weitere Schubladen in der Kommode unser «Normierungsimplantat» nicht verändern. Schubladen bleiben Schubladen. Bleibt der Weg, sich auf die Vielfalt der SchülerInnen und Lernwege einzulassen und die unterschiedlichen Voraussetzungen der Lernenden als Chance wahrzunehmen. Die Inklusion beginnt im Kopf. ■



Emanuel Dettwiler Reist

unterrichtet seit über 30 Jahren an der Primar- und Sekundarstufe des Kantons Bern. Zur Zeit ist er Klassenlehrperson an einer 7. Klasse.

¹ W. Kronig, Die systematische Zufälligkeit des Bildungserfolgs (2007)